Gedanken am Bildschirm

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Film und Radio mit Fernsehen**

Band (Jahr): **22 (1970)**

Heft 14

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

GEDANKEN AM BILDSCHIRM

Wegweisende Sendeform

Zur Fernsehdisputation am deutsch-schweizerischen Fernsehen

Mit einer neuen Sendeform hat das deutschschweizerische Fernsehen am Freitagabend, 30. Oktober aufgewartet. «Die Fernsehdisputation – Umstrittene Ideen im Examen» versucht, Einzelpersonen oder Gruppen mit umstrittenen gesellschaftskritischen Ideen Gelegenheit zu geben, ihre Ansichten zu vertreten. Fachleute, Gegner und auch das Publikum (mittels Telephon) nehmen darauf mit gezielten Einwänden und Fragen die Thesenverfechter in ein Verhör. Zweck der Sendung ist es, breite Kreise mit den Hintergründen und Vorstellungen der umstrittenen Idee zu konfrontieren.

Die erste Sendung war dem Thema «Absage an den Kirchenbau» gewidmet. Es kann hier nicht darum gehen, die Problematik der Sakralbauten neu aufzurollen oder das Ergebnis der Sendung – sofern ein solches überhaupt herauszukristallisieren ist – zu werten. Was hier interessiert, ist die neue Sendeform und ihre Wirksamkeit am Bildschirm. Grundsätzlich erfüllte die erste Sendung die Forderung nach Mitbeteiligung des Fernsehpublikums in geradezu erregender Weise und wies einer objektiveren und von Manipulation befreiten Information neue Wege. Dass sie letzten Endes dennoch nicht zu befriedigen vermochte, hat vielerlei Gründe. Einer der wesentlichsten ist wohl die Tatsache, dass sich weder die Gesprächspartner im Studio noch die teilnehmenden Zuschauer richtig zurechtfanden. Es ist das Risiko jedes Experimentes, dass die Gewöhnung fehlt. Das machte sich bereits beim Exponenten der Sendung, Pfarrer Martin Girsberger (Geroldswil) bemerkbar. Wohl um eine Diskussion überhaupt in Gang zu bringen, hat er seine sechs Thesen gegen den traditionellen Kirchenbau derart scharf abgefasst, dass er durch die im Studio versammelten Fachleute rasch in Widersprüche verwickelt wurde, aus denen es kein leichtes Entrinnen gab, was wiederum der Kontinuität des Gespräches Abbruch tat. Zum andern verfielen die Experten und Fachleute immer wieder in eine Fachterminologie, die das Verfolgen der Sendung erschwerte. Dazu gerieten die Leiter der Sendung schon nach wenigen Minuten in Zeitbedrängnis, so dass wichtige Grundsatzfragen – Beispielsweise die Definitionen wichtiger Begriffe (was heisst «sakral»?) – vernachlässigt werden mussten, womit dem Gespräch effektiv die Basis entzogen wurde.

Neben all diesen Mängeln verriet die Sendung einen durchdachten und klugen Aufbau. Nicht zuletzt sei auf die geschickte Leitung von Dr. Guido Wüest hingewiesen, der das Heft auch dann sicher in den Händen behielt, wenn der Gesprächsfluss allzu sehr ins Improvisierte abzugleiten drohte. Die Fernsehdisputation ist beim näheren Hinsehen mehr als nur Experiment, indem sie von der doch autoritären Form des runden Tisches, an dem allzu oft über die Köpfe der Zuschauer hinweggeredet wird, wegführt und dem Fernsehteilnehmer die Möglichkeit anbietet, an der Gestaltung der Information mitzuarbeiten, ja sie sogar ein Stück weit auf seine ganz persönlichen Bedürfnisse auszurichten. In diesem Sinne darf man sich auf die Fortsetzung der Disputationen freuen, nicht zuletzt auch in der Hoffnung, dass die Leiter sich bemühen werden, von der noch stark radiophonischen Form abzuweichen und fernsehgerechter zu gestalten. Urs Jaeggi

Wie konform gehen Sie?

Zur Familien-Sendung «Wünsch dir was»

«Würden Sie Ihre Tochter in der Wiener Stadthalle vor Millionen von Fernsehzuschauern oben ohne auftreten lassen?» Sexy-Frage. – «Und da wir im Fernsehen sind, hier gleich das Bild.» Sexy-Mädchen, nicht wahr? – «Unsere Antwort ist ein klares Nein. Zu Hause kann sie das schon machen. Aber hier nur um eines Showeffektes wegen das Schamgefühl meiner 17jährigen Tochter aufs Spiel setzen. Nein.» – «Es freut mich. Alle drei Familien haben die Probe glänzend bestanden.» Dietmar Schönherr strahlt: Die Ehre der modernen Familie ist gerettet. Sex wird in Österreich, Deutschland und der Schweiz zwar in Hausmacher-Dosis akzeptiert. Mehr wird jedoch strikte abgelehnt. – Der Erfolg von «Wünsch dir was» ist gross. Ein Millionenpublikum lässt sich jeweils am Samstagabend von Dietmar Schönherr und Vivi Bach unterhalten. Ein Spiel für die ganze Familie vor und auf dem Bildschirm, so lautet die Devise des ZDF. Nach Kulis Abgang musste etwas Neues gebracht werden. «Wünsch dir was» hat es tatsächlich gebracht. In der neuen Unterhaltungssendung steht nicht mehr der gescheite Bildungsjünger, sondern die Familie und ihre gemeinsame Leistung im Vordergrund.

Die netten, kleinen Spiele

Das letzte «Wünsch dir was» vom 7. November unterhielt den Zuschauer glänzend. Die auftretenden Familien wirkten gelöst (Familienoberhaupt Lutz aus Zürich: «Man fühlt sich wohl, wenn Herr Schönherr da ist.»). Millionen fühlten sich intim mit der Familie des eigenen Landes verbunden, wenn sie vor einem heiklen Problem stand. Man spielte mit. Was war mit den Spielen? Ja, sehr kompliziert – komische Berechnung der Punkte – ah, das war aufregend. Man fühlte sich ganz erschöpft vom Lachen, Mitmachen und Überlegen. Man lachte noch anderntags, als man Bekannte traf, welche die Sendung auch gesehen hatten. Köstlich. Wie aber war das nun mit den Spielen? Diese Frage interessiert wenige. Hauptsache: Man hat sich amüsiert. Wertfreie Unterhaltung also? Die Anstalten glauben nicht mehr so recht daran. Untersuchungen bewiesen das Gegenteil. Unterhaltung sei immer in ein gängiges Denkmodell eingebettet. Auch «Wünsch dir was»? Es gibt sich zwar dezent gesellschaftskritisch. So diskutierten in der vorletzten Sendung etwa die Kinder mit dem Erziehungsminister ihres Landes über Schulreformen ... drei Minuten lang ... sehr dezent. Oder das Erinnerungsspiel mit den vierzig Gegenständen. Der Vater musste aus dem Gedächtnis Gegenstände aufzählen, die er zuvor kurz anschauen konnte. Echo- und Halleffekte, sowie ein Telephon eines unwissend eingespannten Verwandten störte ihn dabei aber empfindlich. Dietmar Schönherr: «Wir wollen nicht das Leistungsprinzip unterstützen, dem heute soviele Familienväter zum Opfer fallen. Wir bewerten deshalb nicht das Erinnerungsvermögen des Vaters in dieser Stresssituation, sondern den Umstand, ob die Familie das Leistungsvermögen ihres Vaters richtig eingeschätzt hat.» Je kleiner die Differenz zwischen der von der Familie geschätzten Zahl und der tatsächlich vom Vater gewussten Anzahl war, desto besser fiel die Punktbewertung aus. Also kein Unterstützen des heute allein geltenden Leistungsprinzips? Eben doch. Aber viel versteckter, als dass es von einem amüsierten Samstagabendpublikum noch hätte wahrgenommen werden können.

Die heile Familie ist allein leistungsfähig

Das österreichische Familienoberhaupt verlor beim Erinnerungsspiel. Wie er seinen Bruder am Telephon erkannte, sah er sich in einem persönlichen Konflikt, sehr zur Freude des Millionenpublikums übrigens. Soll er nun mit seinem ahnungslosen Bruder plaudern, oder die von ihm geforderte Aufgabe erfüllen? Wenn er das Gespräch nicht abrupt ab-

bricht, so bringt er die Familie unter Umständen um ihren Wunsch (Esszimmer im spanischen Stil). Denn Schönherr beliess die Kandidaten im Glauben, wer am meisten Gegenstände wüsste, bekäme die höchste Bewertung. Dass dann aber die Differenz zwischen der Schätzung durch die Familie und der effektiven Leistung des Vaters bewertet wurde, machte die Punktierung nicht besser. Wusste doch die Familie nicht, welcher Art die Störung sein würde. Niemand erwartete den Anruf eines nahen Verwandten. Also schnitt doch derjenige besser ab, der sich über die zwischenmenschlichen Beziehungen hinwegsetzte und soviele Gegenstände als möglich aufzählte. Im Grunde genommen ein perfides Spiel. Gemerkt haben es wohl nur wenige, die Betroffenen sicher auch nicht. Diese Art von Spielen ist typisch für «Wünsch dir was»: Man versucht – gleich wie die heutige «moderne» Familie – mit der Konsumgesellschaft konform zu gehen. Selbst das Infragestellen der heutigen Gesellschaft ist miteingeplant. Es gehört gewissermassen zum guten Ton. Dabei wird die heute so gerne gebrachte Phrase von der Zerstörung der Familie Lügen gestraft. Die Eltern sind so verständnisvoll. Der Junge gibt sich ein bisschen flegelhaft. Die Tochter kokettiert schüchtern mit der Kamera. Sie alle aber denken: Warum nicht mitmachen, vielleicht lässt sich der grosse Wunsch erfüllen. Für die Millionen von Zuschauern aber ist es wieder einmal eine Sendung, in der die «heile» Familie scheinbar noch existiert.

Das Trauma von der Arbeiterfamilie

Nur etwas passt nicht so recht in das aufgebaute Idealbild von der Familie: Bis jetzt erschienen nur immer Familien aus dem gutsituierten Mittelstand. «Wir sind jetzt hart dran. Im Dezember werden wir ein ‚Wünsch dir was' ausschliesslich mit Arbeiterfamilien machen», meinte Peter Behle, Regisseur der Sendung, in einem privaten Gespräch, «nur müssen wir uns besondere Spiele einfallen lassen, nicht so komplizierte.» Hier liegt der Haken. Familien, die in der hochgestochenen Konsum- und Leistungsgesellschaft nicht mitkommen, können natürlich nur unter grossen Schwierigkeiten mitmachen, gewissermassen nur in «Extra-Sendungen». Man möchte einerseits die breite Masse von Arbeiterfamilien als Zuschauer nicht missen. Andererseits ist die Sendung so auf den arrivierten Mittelstand massgeschneidert, dass ein «Arbeiter» einfach nicht mitkommt. Ein furchtbares Dilemma, aus dem sich Dietmar Schönherr scheinbar mit einem jovialen Lächeln befreien kann: «Wir rufen alle Familien auf, meldet euch.» Warum aber sollte sich eine Familie, die «auf der Schattenseite der Gesellschaft lebt», in die präzis kalkulierte Zwangsjacke dieses Wohlstandsspieles passen lassen? Nur um den Fernsehanstalten etwa das schlechte Gewissen zu beruhigen? Beat Wyrsch

TV-TIP

20. November 21.15 Uhr, ZDF

Toleranz in der Praxis

Ein Programm des Düsseldorfer «Kom(m)ödchen»

Das «Kom(m)ödchen» stellt seinem Publikum – und sich selber – die Gretchen-Frage unserer Zeit: Wie hältst Du's mit der Toleranz? Das heisst: Wie sieht unser Bekenntnis zur Toleranz in der Praxis aus, in der Rassen- und Konfessionsunterschiede noch zu blutigen Auseinandersetzungen führen, in der aber auch liberale Duldsamkeit oft Rücksichtslosigkeit und Hetze ermöglicht und gewaltverbrecherische Überzeugungstäter wie Brandstifter, Tupamaros oder Flugzeugentführer erträgt. Es versteht sich, dass das «Kom(m)ödchen» nicht den Schiedsrichter über diese Fragen abgeben will, sondern in der Rolle eines «Artisten» auf dem gleichen Seil turnt, auf dem der «westliche» Zeitgenosse balanciert.

21. November, 20.15 Uhr, ARD

Die Heirat

Komödie von Nicolai Gogol

Im alten Petersburg soll eine Kaufmannstochter verheiratet werden. Ein halbes Dutzend Freier interessieren sich für sie – beziehungsweise für ihre Mitgift. Man wetteifert um ihre Gunst, mit Ausnahme eines zaghaften Hofrats, den sein Freund mit aller Gewalt in den Hafen der Ehe bugsieren möchte. Diesem stürmischen Brautwerber gelingt es, die übrigen Heiratskandidaten mit allerlei Tricks auszuschalten. Seine Bemühungen und den überraschenden Ausgang der Konkurrenz um die begehrte Dame schildert Nicolai Gogols Komödie «Die Heirat». Günther Lüders und Karl Michael Vogler spielen die männlichen Hauptrollen in dieser vergnüglichen Geschichte einer ungewöhnlichen Brautwerbung. Hofrat Iwan Kusmitsch Podkoljessin spielt mit dem Gedanken, sein Junggesellendasein zu beenden. Seit Monaten schon läuft ihm die alte Heriatsvermittlerin Fjokla das Haus ein, indessen ist Podkoljessin sich noch immer nicht recht schlüssig, ob er das Abenteuer einer Ehe wirklich auf sich nehmen soll. Als sein Freund Kotschkarjow erfährt, worüber Podkoljessin neuerdings mit sich zu Rate geht, nimmt er spornstreichs die Angelegenheit in seine Hände. Kotschkarjow schleppt den unschlüssigen Hofrat zu Agafja Tichonowna; dort stellt er fest, dass ihm schon einige andere Bewerber zuvorgekommen sind.

Zu ihnen gehört beispielsweise der Marineleutnant a. D. Schewakin, ein grosser Liebhaber weiblicher Fülle, wie Agafja sie zu bieten hat, während sich Kollegienassessor Iwan Pawlowitsch Eierkuchen mehr an das halten möchte, was die Braut an Immobilien mit in die Ehe bringt.

Kotschkarjow indessen ist fest entschlossen, Agafja für seinen Freund zu erobern. Mit Feuereifer macht er sich daran, die übrigen Freier auszubooten. Und je mehr Aktivität er entfaltet, um Podkoljessin die Braut zuzuschanzen, um so mehr rutscht diesem das Herz in die Hose.